

Die Entwicklung der Schriftsprache in der Schweiz

Autor(en): **H.W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **16 (1960)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rat kaum mehr deutsch gesprochen wird. Dagegen ist das lemanische Gespenst zusehends trauriger, da die Reinigung seiner Seele im Rückstand bleibt wie die Sprachreinigung im Oberwallis. Wohl haben die SBB bald alle Stationsnamen daselbst wieder verdeutscht, wie die PTT die Poststempel, und werden Cafés in Wirtschaften, Magasins in Kaufhäuser, Boulangerien in Bäckereien und Quincailleries in Eisenhandlungen umgetauft. Aber solange Commis voyageurs daselbst Kulturträger bleiben und die „Tribune de Lausanne“ der Sportnachrichten wegen das Leibblatt der Mannen am Rotten* ist, wird das lemanische Gespenst mit seiner Sühne an kein Ende kommen, was sehr traurig ist, während dem alemannischen bald die Erlösung beschieden sein dürfte.

Anmerkung des Schriftleiters für Nichtwalliser: „Rotten“ ist der walliser-deutsche Name der „Rhone“. *Für Ausländer:* Die weibliche schriftdeutsche „Rhone“ (gesprochen wie Bohne) verzichtet im Gegensatz zum männlichen französischen „Rhône“ (gesprochen wie Sohn) gerne auf den Kopfverband des ^; das heißt man schreibt ihr o richtigerweise ohne Akzent.

Die Entwicklung der Schriftsprache in der Schweiz

Um das Jahr 1300 verlor das Latein seine herrschende Stellung als Urkunden- und Kanzleisprache. Der Bundesbrief von 1291 war noch lateinisch abgefaßt, die Erneuerung von 1315 aber deutsch. Nun bestand damals noch keine allgemeine deutsche Schriftsprache, aber deswegen schrieb man doch nicht eigentliche Mundart. Im Gegenteil, man bemühte sich, auffällige Eigenheiten der Orts- und Regionalmundart zu vermeiden, und strebte eine Sprachform an, die in einem weiteren Umkreis verstanden und gebraucht wurde. In den Schreibstuben kleiner Herren und Gemeinwesen ahmte man überdies gerne die Schreibgewohnheiten nach, die in den Kanzleien von Fürsten und großen Städten üblich waren. So bildeten sich im ganzen deutschen Sprachgebiet regionale Schreibsprachen aus, die von einer durchgebildeten, in Orthographie, Formgebung und Satzbau geregelten Schriftsprache im heutigen Sinne ebenso weit entfernt waren wie von wirklicher Mundart.

Um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert begann sich nun das Bedürfnis nach einer umfassenden, mindestens dem schriftlichen Verkehr dienenden Gemeinsprache stärker fühlbar zu machen in dem Maße, wie der wissenschaftliche und geistige Austausch lebhafter und ausgedehnter wurde. Auch der Buchdruck, der durch Gutenbergs Erfindung mit einem Schlag zu einer Macht geworden war, förderte diese Bemühungen tatkräftig.

Inzwischen hatte sich auf ostmitteldeutschem Boden, im ostelbischen Kolonisationsraum, eine Geschäfts- und Umgangssprache ausgebildet, die sich für eine überlandschaftliche Gemeinsprache ganz besonders eignete dank ihrer Mittelstellung zwischen Oberdeutsch und Niederdeutsch. Dennoch hätte sie sich wohl kaum so rasch auszubreiten vermocht, wenn sie nicht Luther seiner Bibelübersetzung zugrunde gelegt hätte. In raschem Siegeszug eroberte sie sich Mittel- und Norddeutschland, wo sie sich um 1600 herum im wesentlichen bereits durchsetzte. Im oberdeutschen Gebiet dagegen stieß sie auf anhaltenden Widerstand. Erst der klassischen Literatur des 18. Jahrhunderts gelang es, diesen endgültig zu überwinden. Immerhin gingen schon vorher die Unterschiede nicht so tief, daß sie die Einheit der Sprache hätten sprengen können.

In der deutschen Schweiz dagegen herrschte noch bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts eine Schreibsprache, die sich nicht nur von der neuen Gemeinsprache, sondern u. a. in einem sehr auffälligen Merkmal auch vom übrigen Oberdeutschen unterschied. Während in diesem die neuen Zwielaute *ei*, *au*, *eu* (*äu*) auch in der Schrift längst Geltung erlangt hatten, hielt man bei uns — in Übereinstimmung mit jahrhundertealter Tradition wie mit der Mundart — an den einfachen Langvokalen *i*, *u*, *ü* fest, schrieb also immer noch *min*, *din*, *sin*, *zit*, *hus*, *mur*, *trurig*, *hüser*, *für*, *stür* usw. Die Buchdrucker, die ihre wertvollen Erzeugnisse nicht nur in der Schweiz absetzen wollten, waren die ersten, die zu den neuen Diphthongen übergingen, und zwar noch im Laufe des 16. Jahrhunderts. Ihnen folgten die Kanzleien von Basel (um 1590), Schaffhausen (um 1600) und — zum Teil mit beträchtlichen Abständen — die der übrigen Orte. Damit war grundsätzlich der Anschluß an das Oberdeutsche vollzogen, und mit diesem ging man schließlich auch bei uns zur gemeindeutschen Schriftsprache über. Sie blieb aber noch lange Zeit eine reine Schreibangelegenheit, gewissermaßen ein System von orthographischen Regeln. Nach dem Zeugnis des Volksschriftstellers Jakob Stutz (1801—1877) las man in Zürcher Landschulen noch zu Beginn

des 19. Jahrhunderts gedrucktes *mein, Haus, Feuer*, ganz selbstverständlich *min, Hus, Für*.

Man hat also, um es nochmals festzuhalten, nie eigentliche Mundart geschrieben, sondern zu jeder Zeit so, wie es in der weiteren Umgebung üblich war und gelehrt wurde. Ein gleichmäßiges Schweizerdeutsch gab es ja auch im 16. Jahrhundert nicht. Darum vollzog sich der Übergang zur gemeindeutschen Schriftsprache ganz natürlich dank den vielfältigen kulturellen, wirtschaftlichen und konfessionellen Beziehungen zu deutschsprachigen Gebieten außerhalb der Schweiz, an denen die politische Lösung vom Reich nichts geändert hatte. Da zudem dieses Reich als Ganzes je länger desto weniger eine wirkliche Macht verkörperte, konnte die sprachliche Zusammengehörigkeit auch nicht als politisches Problem empfunden werden.

Dr. H. W.

Sprachliche Mißverständnisse*

Von Dr. Hans Sommer

Im Gegensatz zu den Mißverständnissen allgemeiner Art, die allzu oft die menschlichen Beziehungen stören, sind die sprachlichen Mißverständnisse eine eher vergnügliche Angelegenheit. Dies gilt zunächst und besonders von den zahlreichen im Volk und in den Gazetten umgehenden Wortspielereien, die gewollt und bewußt ein Mißverständnis vortäuschen und dadurch eine lustige Wirkung erzielen. Die Witzworte und Wortwitz stehen zwar nur am Rande des Begriffsfeldes, auf dem wir uns zu ergehen gedenken; als erheiternder Auftakt seien sie immerhin gestreift.

Was ist ein Witzwort und was ist ein Wortwitz?

Witzworte beruhen auf der Doppelbedeutung eines Begriffes. Etwa so: Die Kassendame hat ein *einnehmendes* Wesen. *Herausfordernd* steht der Kunde vor ihr. Oder: Mein *teurer* Sohn

* Leicht abgeänderte Fassung eines Vortrages, gehalten vor den Vereinigten Sparten der Typographia Bern, dem Verein für deutsche Sprache in Bern, der Sektion Mittelland des Bernischen Mittelschullehrervereins und der Sektion Frutigen des Bernischen Lehrervereins. Stark verkürzt wurde der Vortrag auch im Studio Radio Bern gesprochen.